

Ein Sturm fegte über den kleinen Ort am Rande der Republik. Es war Mitte März und dies der erste Frühlingstag des Jahres. Mit allem was dazugehört: mildem Sonnenschein, der nach den langen Wintertagen besonders warm auf der Haut wirkte, dem Duft von Frühblühern und ein laues Lüftchen, dass das Lachen der Spaziergänger herüber trug. Das Grün der Wiesen wirkte satter, das Blau des Himmels strahlender als die vorhergehenden Tage. Die Welt wechselte, wie jedes Jahr um diese Zeit, von Schwarz-Weiß- zu Farbfernsehen.

Lennard saß im Raum – oder wie er ihn nannte „vier Wände und eine Decke“, starrte bereits den ganzen Vormittag auf einen Holzwürfel und versuchte zu ergründen, wie er die Teile auseinandernehmen und anschließend wieder zusammensetzen konnte. Seine Mutter stand im Türrahmen und beobachtete ihn seit zehn Minuten.

„Du könntest es einfach ausprobieren, weißt du?“

„Wenn ich es probiere, werde ich vielleicht Stunden brauchen und das wäre ineffektiv.“

Tilla Breemann wusste, dass sich eine Diskussion mit ihrem Sohn nicht lohnte. Er würde es ja doch so machen, wie es sein Kopf ihm vorgibt. Er hatte einen Plan, immer. Nur verstanden oftmals andere Menschen seinen Plan nicht. Tilla wusste das und beließ es dabei.

„Ich wollte nur sagen, dass ich dich zum Essen abholen möchte. Es gibt dein Lieblingsessen“, sagte sie und hob freudig die Augenbrauen.

Lennard sah sie an. Er war ein freundlicher Zwölfjähriger. Seine alleinerziehende Mutter hatte nie Ärger mit ihm. Streit oder gar Geschrei kannten sie im Hause Breemann nicht. In der Schule war er ein mittelmäßiger Schüler, aber die Versetzung war nie gefährdet. Manchmal wollten Lehrkräfte ein Gespräch mit ihr. Meistens ging es um das Nichtbefolgen

von Anweisungen oder um endlose Diskussionen, die die Lehrer oftmals verärgert abbrechen. Dann erklärte seine Mutter die Einzelheiten von Lennards „Besonderheit“, wie sie es immer nannte und meist war das genug. Nur manche Lehrer blieben bei ihrer Einstellung und machten vorsichtige Andeutungen doch mal über einen Schulwechsel nachzudenken. Es gebe heutzutage hervorragende Einrichtungen, die auf solche Fälle spezialisiert wären. Und mittlerweile wäre es auch kein Makel mehr bei späteren Bewerbungen. Jeder wüsste ja inzwischen, dass es „solche“ auch gibt und sie keine schlechten Menschen seien. Nur eben nicht unbedingt *hier* beschulbar. Einzig seine Klassenlehrerin, eine korpulente Frau Anfang fünfzig, hatte ausschließlich Gutes über Lennard zu berichten und nannte ihn liebevoll „unser Lennardenko“. Lennard brauchte eben bei allem ein bisschen länger. Aber wenn er es dann geschafft hatte, waren keine Korrekturen nötig. Seine Resultate waren einfach ausgedrückt fabelhaft. Um die Ecke gedacht, aber fabelhaft. Ihm fehlte schlicht die Zeit, sein Können unter Beweis zu stellen. Lennard selbst sah in dem stetigen Wettbewerb mit anderen Kindern keinen „Mehrwert“. Noch so ein Wort, von dem seine Mutter keine Ahnung hatte, warum ein Zwölfjähriger es benutzte. Das Positive an Lennards Einstellung war, dass er sich nie unter Druck setzen ließ. Tilla vermutete, ihr Sohn kenne das Gefühl, dass sich alles um einen zusammenzieht, man fahrigh wird, anfängt zu zittern und einem der Schweiß auf die Stirn tritt, wenn man versucht drei Dinge auf einmal zu tun, gar nicht. Die Kehrseite davon war, dass Lennard diesen Antrieb eben nicht kannte. Nicht nur in der Schule, sondern in seinem gesamten Leben. Alles sei eben relativ, wie er ihr immer wieder bestätigte. Alles habe eine subjektive Wahrheit, sei in sich kohärent – noch zwei Wörter „subjektiv“ und „kohärent“, wovon Tilla letzteres selbst nachschlagen musste, um zu ergründen, ob sie beide auch wirklich das gleiche Verständnis von kohärent teilten – und niemand könne die Wahrheit tatsächlich ergründen. Sie sei eben zu schlüpfrig. Kaum glaubt man sie gefunden zu haben, entwischt

sie einem schon wieder. Mit nur einem Argument, einer anderen Perspektive, stelle sich alles schon wieder ganz anders dar. Wer könne da schon sagen, was richtig oder falsch ist? Was gesellschaftlich belobigt und was geächtet wird? Alles sei eben relativ.

Die Worte ihres Sohnes rissen Tilla aus ihren Gedanken: „Ich habe kein Lieblingessen. Denn das würde bedeuten, dass alle anderen Mahlzeiten nicht mein Lieblingessen wären und das würde heißen, dass ich nur noch das eine Essen essen kann. Denn mein Lieblingessen müsste für meinen Körper ja das Beste sein, was es gibt und er würde nichts anderes mehr wollen. Aber ein Essen mit allen Makro- und Mikronährstoffen, die wir als Menschen brauchen, will mir nicht einfallen. Und das hätte wiederum zur Folge, dass ich an Nährstoffmangel irgendwann sterben würde.“ Er widmete sich wieder seinem Holzwürfel. Tilla atmete tief durch und antwortete dann: „Ok, aber komm jetzt essen.“

„Ja, mach ich Mama.“

Kurze, knappe Anweisungen, mit so wenig interpretierbaren Informationen wie nötig. Manchmal vergaß sie seine Eigenheiten.

Lennard folgte seiner Mutter. Die beiden schritten einen langen Gang entlang, der bis auf Hüfthöhe weiß gekachelt war. Geländer verliefen horizontal daran entlang und alle paar Meter kam eine Tür mit einem selbstgemalten Bild oder einem Tieraufkleber zum Vorschein. Ein hochgewachsener Mann in weißem Poloshirt, weißer Leinenhose und Turnschuhen kam ihnen entgegen und grüßte freundlich.

„Hallo Lennard, wie geht's dir heute?“

„Ich denke so wie jeden Tag, nur das heute die Sonne scheint. Gestern war das nicht so.“

Der Mann lachte. „Ja, so könnte man es auch sagen. Der Winter liegt in seinen letzten Zügen, der Frühling kommt endlich. Wurde aber auch Zeit, was?“

Der Junge sah den Mann an und überlegte eine Weile. „Die Jahreszeiten obliegen jährlichen Schwankungen. Die allgemeine Wissenschaft geht davon aus, dass es am

Klimawandel liegt, dass sich die Jahreszeiten verschieben. Ich weiß nicht wirklich, was damit gemeint ist und wie sich etwas verschieben soll. Alles kommt, wann es kommt. Die Sonne ist immer da und die Erde dreht sich im immer gleichen Takt. Wir können es nicht beeinflussen und ich glaube, dass ist auch gut so.“ Er starrte gedankenverloren auf den Boden.

„Klar, so kann man es auch sehen“, sagte der Mann.

„Oder auch nicht“, meinte Lennard. „Wenn man es von der Warte der Bauernregeln betrachtet hängen Winter und Frühling mit einander zusammen. 'Der Januar muss krachen, soll der Frühling lachen', zitierte er und kratzte mit seinem Schuh einen Fleck auf dem Boden weg.

Der Mann lachte schallend. „Ja, ich denke, der Januar hat dieses Jahr ordentlich gekracht. Macht euch einen schönen Tag heute. Ich hab gehört es soll Himbeerkompott mit Vanillesauce geben.“ Der Mann zuckte zwei mal die Augenbrauen nach oben, winkte und ging dann weiter.

Der Junge schloss zu seiner Mutter auf, die ihn ihrerseits anlächelte. „Ich glaube, du hast einen Witz gemacht“, sagte sie.

„Ich weiß nicht was am Klimawandel oder Bauernregeln witzig sein soll. Ich meine, sie sind nicht nicht witzig. Sie waren für diese Art von Urteil einfach nicht erdacht, denke ich.“

Lennard fasste sich ans Kinn und überlegte. Aus welcher Perspektive könnte das lustig sein? Aber ihm wollte mal wieder partout nichts einfallen. Beide Themen hatten in ihrer ausführlichen Form weder eine Kürze, noch eine überraschende Wendung oder Pointe. Es gab auch keine Doppeldeutigkeiten von Wörtern, die häufig Auslöser für Sprachwitze sind, wie seine Mutter ihm erklärt hatte. Ein Witz fängt zum Beispiel mit einer absurden Situation an, wie ein Pferd in einer Bar. Aber auch das traf weder auf den Klimawandel noch auf Bauernregeln zu. Auch wenn beide durchaus tierischen Charakter haben konnten.

Tilla nahm ihren Sohn bei den Schultern, hob sein Kinn an und gab ihm einen Kuss auf den Kopf. „Pfleger Ansgar hat jedenfalls sehr gelacht und damit hast du seinen Tag ein kleines Stückchen besser gemacht und nur darauf kommt es an.“

„Ich denke nicht, dass ich das getan hab. Sein Tag ist genauso gut oder schlecht wie gestern und die Tage zuvor. Es geht ihm nicht besser, weil man etwas hinzu tut oder weglässt. Ein Tag ist nur ein Tag, eine Aneinanderreihung von Stunden, Minuten und Sekunden oder eine zeitliche Abfolge von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang.“

„Pfleger Ansgar fühlt sich dadurch gut. Du weißt doch wie es sich anfühlt, wenn sich etwas gut anfühlt oder?“

Das wusste er. Auch wenn er nicht weiß, ob die Abwesenheit von schlechten Gefühlen automatisch bedeutete, dass etwas gut ist. Aber er wollte seine Mutter nicht noch tiefer verstricken – wie seine Klassenlehrerin immer gesagt hat und das obwohl Lennard noch nie Wolle und Nadeln in der Hand hatte. Aber so sagten das die Erwachsenen. Außerdem wollte er zum Himbeerkompott, bevor keins mehr da war. Denn die Abwesenheit dessen, das wusste Lennard ziemlich sicher, würde bewirken, dass er sich nicht gut fühlen würde.

Während des Essens durfte nicht gesprochen werden. Ein Schild mit einem Mund, der von einem Zeigefinger überdeckt wurde stellte die wichtigste Regel für den Speisesaal dar. Da Lennard nicht in der Lage war zu Flüstern – er wusste nicht, wieso man eine Stimme besaß, wenn man sie nicht im vollem Umfang benutzen durfte, haben seine Mutter und er sich darauf geeinigt, während der Mahlzeiten gar nicht miteinander zu reden. Das machte aber auch nichts, denn im Anschluss musste Lennard in einen anderen Raum, mit einem anderen Mann, in dem er die ganze Zeit reden musste. Seine Mutter saß ihm dabei im Rücken und sagte wiederum gar nichts. Obwohl sie manche Fragen viel besser beantworten könnte, denn sie erinnerte sich an viele Details als Lennard klein war.

Die beiden stellten ihre Teller auf ein Tablett und dieses auf ein Band, welches in der Wand

mit dem schmutzigen Geschirr davon fuhr. Nach einem kurzen Weg klopfte Tilla Breemann an eine blaue Tür, auf der „Dr. Frederik Albert“ stand. Ein grauhaariger Mitfünfziger öffnete und lächelte die beiden an.

„Bitte, kommen Sie herein“, sagte der Mann und schwang seinen Arm einladend herum. „Ist es nicht ein wundervoller Tag heute? Nach so langen kalten Monaten die ersten warmen Sonnenstrahlen. Der Park ist voll von Joggern und Spaziergängern. Meine Frau textete mir, sie habe sogar einen Kuchen gebacken und ich kann Ihnen sagen, nicht mal zu Weihnachten wurde uns dieses Wunder zuteil.“ Er lachte laut. Heute schiene irgendwie alle zu lachen, dachte Lennard, ging an dem Mann vorbei zu dem Stuhl in der Mitte des Raumes und setzte sich.

Der Grauhaarige schloss die Tür, schüttelte Lennards Mutter die Hand und setzte sich dem Jungen gegenüber. Tilla Breemann nahm auf einem dritten Stuhl platz, der am Ende des Raumes stand.

„Hallo Lennard“, sagte der Grauhaarige und hielt ihm die Hand hin.

„Hallo“, sagte Lennard seinerseits und schaute auf eine Anstecknadel am weißen Kittel von Dr. Albert.

„Die Leute geben einander bei der Begrüßung die Hand. Es ist eine Art Willkommensritual. Das hatten wir doch schon besprochen.“

„In vielen Regionen der Erde ist das unpassend und gilt sogar als aufdringlich. In Japan begrüßt man sich mit der Ojigo, einer Verbeugung. In Thailand ist es der Wai, auch eine Verbeugung bei der man die Hände aneinander legt. In Neuseeland begrüßten sich die Maori mit dem Hongi, bei dem sich Nase und Stirn berühren. Es ließen sich beliebig viele solcher Beispiele finden. Der Nahe Osten ist eine weitere Region, bei der man differenzieren muss. Ich denke, dass zeigt, dass der Handschlag keine universal gültige Geste sein kann und stark vom kulturellen Hintergrund geprägt ist.“ Lennard zuckte mit

den Schultern.

„Gut, ja, da hast du recht. Aber wir sind hier in Mitteleuropa. Wir beide sind Mitteleuropäer, beide männlichen Geschlechts und sehen uns heute zum ersten Mal an diesem Tag. Da wäre ein Handschlag zur Begrüßung kulturell üblich.“

Lennard sah auf die Hand des Doktors, dann besah er sich seine. Er zögerte, wollte sie schon ausstrecken und einschlagen, zog sie jedoch wieder zurück. „Außerdem“, sagte er, „ist es zur Winterzeit eine Keimschleuder. Mit kaum einer Geste wird die Grippewelle so erfolgreich weiter getragen wie mit dem Handschlag.“

Dr. Albert lachte und zog seinerseits die Hand zurück. „Da hast du wohl recht. Also gut. Dann willkommen zur heutigen Sitzung. Wie geht es dir?“

„Mir geht es genauso wie gestern und den Tag zuvor.“

„Das freut mich“, sagte der Arzt. „Und wenn die eine fremde Person das fragen würde, sagen wir dieser Junge.“ Er hielt ein A4 großes Foto von einem lachenden blonden Jungen hoch. „Was antwortest du dann?“

„Es geht mir gut“, sagte Lennard.

„Sehr gut“, sagte der Arzt, legte das Foto weg und hob eine Box mit weiteren Fotografien auf seinen Schoß. „Wir probieren heute mal zwei zufällige Fotos aus. Du darfst sie ziehen und erklärst mir, wie der darauf abgebildete Mensch sich fühlt. Los geht's.“ Er hielt Lennard einen Stapel von auf die Rückseite gedrehten Fotografien hin. Lennard tippte auf ein A4 Blatt. Es zeigte eine Frau, mitte vierzig mit einem schwarzen Hut, schwarzen T-shirt und einer Sonnenbrille.

Lennard überlegte und sagte dann: „Ich denke sie sieht traurig aus.“

„Sehr gut. Woran hast du das erkannt?“

„Ihre schwarze Kleidung wird bei uns in Mitteleuropa traditionell zu Beerdigungen getragen und als Opa gestorben ist, hat Mutti gesagt, dass ich die Gäste bei Kaffee und Kuchen

nicht mit Berichtigungen zu Opas Leben belästigen sollte, schließlich seien sie alle sehr traurig über Opas Tod.“

Dr. Albert sah hinter Lennard Tilla Bremann an. Sie senkte den Blick. Sie erinnerte sich an den Tag, als ihr Vater bei einem Schlaganfall ums Leben kam. Er war achtundsiebzig. Es ging schnell und alle in der Familie wunderten sich, dass er bei seinem Alkohol- und Tabakkonsum überhaupt so alt geworden ist. Immer wenn das Gespräch auf eine Erlebniss mit dem Opa kam, fragte Lennard, wie Opa denn betrunken mit dem Boot fahren konnte. Alkohol sei auch in der Schifffahrt verboten, auch wenn es nur auf einem kleinen See mit einem Außenbordmotor mit fünfzehn PS ist. Wenn Bekannte aus dem Dorf Lennard über den Kopf streichelten und sagten, dass er bestimmt seinen Opa vermisse, erwiderte er, dass man nur vermissen kann, was man verloren hat. Er wüsste aber ganz genau wo sein Opa jetzt liege, er hätte ihn nicht verloren, sondern könne jeden Tag zu ihm gehen. Also nein, er vermisse seinen Opa nicht. Und obwohl Tilla Bremann viele Auseinandersetzungen mit ihrem Vater hatte, so war der plötzliche Verlust schmerzhafter als sie sich eingestehen wollte und ja, vielleicht hatte sie Lennard ein wenig zu harsch zurechtgewiesen.

„Ok und hast du außer der schwarzen Kleidung noch etwas bemerkt, dass auf Traurigkeit als Emotion schließen lässt?“

Lennard überlegte und zuckte mit den Schultern. „Nein, eigentlich nicht.“

„Sieh dir die Körperhaltung an. Was siehst du?“

„Hm eine Frau, die zu Boden schaut.“

„Genau. Sie vornübergebeugt, die Schultern hängen nach vorn, sie wirkt energielos und einsam. Sie steht dort ganz allein.“

Für Lennard sah sie einfach nur aus wie eine Frau, die zu Boden schaute. Sie konnte dort auch einen interessanten Käfer entdeckt haben oder festgestellt haben, dass ihre Schuhe

offen waren. Er wagte einen Versuch.

„Es gibt unzählige Möglichkeiten was es auf dem Boden zu sehen gibt“, sagte Lennard.

„Das stimmt, aber du hast bereits erkannt, dass sie schwarz trägt und das bei Sonnenschein. Dazu hat sie einen Hut auf.“

„Vielleicht will sie sich vor den UV-Strahlen schützen.“

„Vielleicht, aber dann würde sie doch eher eine hellere Kopfbedeckung wählen. Deine erste Eingebung war richtig Lennard, das ist ein Fortschritt.“ Dr. Albert lächelte.

„Versuchen wir eine weitere Emotion.“ Er hielt ihm den Stapel Fotos hin, der Junge wählte das Bild links außen. Ein Hund, der die Zähne zeigte, die Vorderpfoten waren tiefer gelegen als die Hinterpfoten. Das Fell war aufgestellt und die Augen des Tieres zu schlitzten zusammengekniffen. Sabber tropfte von den Lippen des Hundes. Ein großes braun schwarzes Tier mit kleinen Ohren.

„Ein Hund“, sagte Lennard.

„Offensichtlich, aber das kannst du besser.“

„Hm also gut. Es ist ein Rottweiler. Die Vorfahren der Hunderasse gehen über zweitausend Jahre zurück. Selbst im Römischen Imperium kannte sie den Vorfahren des uns heute bekannten Rottweilers. Er begleitete die Soldaten über die Alpen, wurde dort zurück gelassen und paarte sich mit heimischen Hunderassen. Die Rasse geht auf die mittelalterliche Stadt Rottweil zurück, in der die Hunde Rinder zum Markt trieben oder sogar kleine Wagen zogen. In der Neuzeit entdeckte man sie dann wieder als Arbeitstiere und setzte sie zum Beispiel als Polizeihunde ein“, sagte Lennard und wurde immer aufgeregter dabei. Die Entstehung der Hunderassen hatte ihn als Zehnjährigen fasziniert.

„Ok, ja, das mag alles richtig sein. Aber wie fühlt sich der Hund?“, fragte Dr. Albert.

Lennard sah das Foto lange an. Er wusste es nicht und wichtiger noch, es interessierte ihn nicht. Aber er musste sein Bestes geben, sonst würden sie hier noch ewig sitzen und

Ratespiele spielen, in denen er nicht gut war und er liebte Rätsel. Er versuchte es noch einmal.

„Also gut, Sie sagten es gibt sechs Grundemotionen.“

„Das ist richtig, die da wären?“ Dr. Albert nickte.

„Freude, Wut, Trauer, Ekel, Angst und Überraschung.“

„Ganz genau. Trauer hatten wir heute schon, bleiben noch fünf. Du kannst manche Emotionen ausschließen.“

Das half Lennard, im Ausschließen war er gut. „Ok, also er ist nicht freudig, dann wäre der Schwanz gehoben und würde wedeln....nun haben Rottweiler nicht unbedingt einen Schwanz. Aber die Ohren wären auch aufgestellt. Auf dem Bild sehe ich nichts ekliges und das müsse ich wissen, wenn ich erraten soll, ob etwas eklig ist. Hm er könnte Angst haben?“

„Woran erkennt man die Grundemotion Angst am Körper?“

„Es ist eine Schutzreaktion bei Gefahr. Der Körper zieht sich zusammen und wirkt kleiner. Die Augen sind weit geöffnet und die Augenbrauen oft hochgezogen.“

„Und?“, fragte Dr. Albert und zeigte auf das Foto.

„Und der Hund hat kleine Augen und wirkt nach vorn gebeugt. Er wirkt größer, nicht kleiner. Also Angst auch nicht. Bleiben noch Wut und Überraschung.“

Dr. Albert nickte, legte das Foto auf den Boden und lehnte sich mit gekreuzten Armen zurück. „Also was von beiden ist es?“

Lennard überlegte lange. Er könnte jetzt erklären, warum Emotionen nur eine Begrifflichkeit sind, die die Menschen für etwas verwenden, um Verhaltensweisen zu kategorisieren. Oder glaubte Dr. Albert wirklich, dass einen Rottweiler interessierte, wie sich Trauer oder Überraschung ausdrückte? Lennard würde sagen, Emotionen als solche gibt es nicht. Jeder, egal ob Mensch oder Tier, fühlt sich so wie er sich fühlt. Das machte

beim Räsellösen, Essen, Spaziergehen oder selbst Häuserbauen keinen Unterschied. Es machte das Leben nur komplizierter, nicht einfacher, fand Lennard. Man dachte mehr darüber nach, ob jemand heute fröhlich, traurig oder wütend ist, als das man sich mit voller Energie einer Aufgabe widmete und das war unglaublich anstrengend. Und die Aufgabe würde dadurch auch nicht schneller gelöst. Es brachte keinen Vorteil, wenn man die Gefühle von Menschen und Tieren einordnen konnte, fand Lennard. Aber er wusste auch, Dr. Albert sieht das ganz anders. Schließlich war es sein Beruf über Gefühle zu reden.

„Also gut, es ist meiner Meinung nach Wut.“

„Okay und warum?“

„Der Hund drückt seine Brust nach vorne, der versucht größer zu wirken. Sein ganzer Körper ist nach vorn geneigt, er zeigt Dominanz an. Seine Augen sind verengt, sein Kiefer sieht sehr angespannt aus.“

Dr. Albert wirkte zufrieden und klatschte in die Hände. „Das hast du sehr gut gemacht. Wir machen Fortschritte Lennard.“ Jetzt sah der Arzt Tilla Breemann an. „Ich denke das reicht für heute. Das muss auch alles erstmal Verarbeitet werden. Aber in den Grundemotionen wirst du immer besser kleiner Mann.“

Sie standen auf. Dr. Albert ging zum Fenster und öffnete es weit. „Ein herrlicher Tag heute“, sagte er erneut und ergriff die Hand von Lennards Mutter. „Es hat mich wie immer gefreut Sie zu sehen, Frau Breemann. Er macht Fortschritte. Seine Impulskontrolle ist wesentlich besser geworden. Ein paar mal dachte ich, er würde abbrechen, aber er hat sich zusammengerissen und die Fragen beantwortet. Das ist viel.“

Tilla Breemann versuchte ihrerseits zu lächeln und nickte. Dr. Albert begleitete die beiden zur Tür, verabschiedete sich von Lennards Mutter, die auf den Flur hinaustrat. Als Lennard in der Tür stand verbeugte sich der Arzt gegenüber Lennard und sagte „Arigato Lennard-san. Es ist in Ordnung, wenn du Prof. Ekmans Analyse zu Rate ziehst, aber erkennen

musst du die Emotionen trotzdem alleine. Im alltäglichen Leben reicht es sie zu erkennen, man muss sie nicht selber fühlen, weißt du.“ Er lächelte Lennard an.

Der Junge schaute auf den Boden, machte aber keine Anstalten zu gehen.

„Ist noch was Lennard?“, fragte Dr. Albert.

Lennard nahm seinen Mut zusammen. „Der Ausspruch Arigato bedeutet eigentlich nur Danke. Es ist keine Verabschiedung oder Begrüßung, auch wenn sich die Japaner dabei oft gleichzeitig Verbeugen. Das hat aber eher was mit Hierarchie und Respekt zu tun.“

„Hm und weißt du was Respekt bedeutet Lennard?“, fragte Dr. Albert.

„Nein. Aber dank Ihnen und Prof. Ekman weiß ich was Freude, Wut und Trauer bedeutet. Also Arigato gozaimasu Dr. Albert.“, sagte Lennard und rannte in den Flur hinaus, an seiner Mutter vorbei, in Richtung des Raumes mit dem Holzwürfel. Ein ganzer Nachmittag voller Nachdenken lag vor ihm.

Dr. Albert sagte an Tilla Bremann gewandt: „Mimik, Gestik und Blickkontakt fallen ihm nach wie vor schwer, aber bei Gott kann der Junge lesen und sich auch die außergewöhnlichsten Sachen merken. Ich wünschte ich hätte so ein Elefantengedächtnis während meiner Studienzeit gehabt.“ Er lachte und schloss die Tür. Tilla Bremann blieb im Flur zurück, lächelte und nickte, wohl wissend, dass ihr Junge es nicht fühlen konnte, aber doch verstanden hatte, die Welt mit seinen Augen zu sehen.